



Eine schwebende Architektur: Der Siegerentwurf für das Exilmuseum von Dorte Mandrup an der Ruine des Anhalter Bahnhofs in Berlin
Foto: Dorte Mandrup/MIR

Späte Wiedereinbürgerung

Eine halbe Million Menschen musste ab 1933 Deutschland und Österreich verlassen. Sie flohen nach Schanghai, in die USA, bis nach Neuseeland. Bald soll ein Exilmuseum in Berlin ihre Geschichten erzählen – an der Ruine des Anhalter Bahnhofs, wo für viele ihre Reise begann

Aus Berlin **Uwe Rada**

Bis zur Machtübernahme der Nazis war Hertha Nathorff, geborene Einstein, eine erfolgreiche Kinderärztin. 1923 hatte sie die Leitung eines Entbindungs- und Säuglingsheims in Berlin-Charlottenburg übernommen. Wenig später baute sie mit ihrem Mann Erich, ebenfalls ein Arzt, zusätzlich eine private Praxis auf. 1933 wurden beide als Juden aus dem Klinikdienst entlassen. Fünf Jahre später verloren sie die ärztliche Approbation. Erich Nathorff wurde während der Novemberpogrome schwer misshandelt. Ein Jahr später verließ das Ehepaar Berlin in Richtung New York. Völlig mittellos musste sich Hertha Nathorff als Krankenpflegerin, Bardienerin, Küchenhilfe und Dienstmädchen durchschlagen. Ihr Studienabschluss und der ihres Mannes war in den USA nicht anerkannt worden.

Das ist die Kurzfassung eines Wikipedia-Eintrags zu Hertha Nathorff, die 1993 in New York gestorben ist. Dass ihr Schicksal der Nachwelt überliefert ist, ist Wolfgang Benz zu verdanken. 1986 veröffentlichte der Historiker ihr Tagebuch. „Es hat mich immer gestört, dass vom Exil im Deutschland der Nachkriegszeit nur im Zusammenhang mit Geistesgrößen wie Thomas Mann die Rede war“, sagt Benz heute. Das Exil der kleinen Leute habe dagegen niemanden interessiert. „Die waren vergessen.“

So entstand mit der berührenden Geschichte von Hertha Nathorff auch eine Lebensaufgabe für den inzwischen 79-Jährigen. 1991 veröffentlichte Benz sein Buch „Das Exil der kleinen Leute“. Mittlerweile ist der emeritierte ehemalige Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin Berater einer Initiative, die den 500.000 Deutschen und Österreichern, die vor den Nazis ins Ausland fliehen mussten, eine späte Anerkennung zuteil werden lassen will. In Berlin soll auf dem Gelände des ehemaligen Anhalter Bahnhofs ein Exilmuseum entstehen. Eine Wiedergutmachung wäre ein solches Museum für Wolfgang Benz nicht, denn ein Leben

außerhalb des eigenen Landes, der Sprache, der Freunde und Familie sei nicht wiedergutzumachen. „Aber es ist vielleicht eine stellvertretende Wiedereinbürgerung im Abstand von vielen Generationen“, sagt er.

Seitdem im August der Architekturwettbewerb entschieden wurde, steht das Bild des Exilmuseums mit dem wichtigen, geschwungenen Baukörper der Kopenhagener Architektin Dorte Mandrup hinter der Ruine des Anhalter Bahnhofs da wie ein mahndendes Fragezeichen. Warum erst jetzt? Warum nicht schon früher?

Dass es bislang kein solches Museum gab, lag für Wolfgang Benz daran, dass das Thema Exil in Deutschland lange „suspekt“ gewesen sei. „Diejenigen, die zu Hause geblieben waren, hatten ein Rechtfertigungsbedürfnis. Dazu gehörte auch die Vorstellung, dass die Menschen, die Deutschland auf der Flucht vor Hitler verlassen haben, in Saus und Braus gelebt haben, während man selbst im Bombenkrieg zitterte oder an der Ostfront die Knochen hinhalten musste.“ Benz nennt das die „Lebenslügen und Selbstbeschwichtigungen derjenigen, die Hitler zugejubelt oder ihn stillschweigend unterstützt haben.“

Vielleicht bedurfte es erst einer Frau wie Herta Müller, die selbst die Erfahrung des Exils gemacht hatte – die Schriftstellerin musste 1987 ihre Heimat Rumänien verlassen. Vor neun Jahren schrieb die spätere Literaturnobelpreisträgerin an Kanzlerin Angela Merkel und brachte die Idee eines „Museums des Exils“ ins Spiel. Vier Jahre danach veröffentlichte der Fotograf Stefan Moses den Fotoband „Deutschlands Emigranten“, zu dem Christoph Stözl die Texte beisteuerte. „Zweitausend dieser Bücher hat dann der Gründer des Auktionshauses Villa Grisebach, Bernd Schultz, als Sonderdruck verschickt und eine riesige Resonanz bekommen“, sagt Stözl, der ehemalige Berliner Kurator und Direktor des Deutschen Historischen Museums in Berlin, der nun auch Gründungsdirektor des Exilmuseums ist. Seitdem ging alles ganz schnell.

Schultz versteigerte aus seinem Privatbesitz Grafiken und brachte den Erlös von 6 Millionen Euro in die neue Stiftung Exilmuseum ein. Schirmfrau und Schirmherr des Museums wurden Herta Müller und der ehemalige Bundespräsident Joachim Gauck. Es ist, als hätten Berlin und Deutschland geradezu auf diese Initiative gewartet. Auch die grün dominierte Bezirksregierung von Friedrichshain-Kreuzberg, die die Unterstützung der Bundeswehr bei der Kontaktnachverfolgung der Coronafälle ablehnt, ist voller Enthusiasmus – und will das bezirkliche Grundstück an die Stiftung geben. So viel kulturpolitische Eintracht ist selten.

Was aber soll das Museum erzählen nach so vielen Jahren des schlechten Gewissens?

Christoph Stözl ist zum Gespräch in die tanzkantine gekommen. Im Rucksack, den er über seinen Anzug geschwungen hat, hat der 76-Jährige sein MacBook verstaut, nach dem Gespräch muss er noch ein paar Mails schreiben, bevor er wieder in den Zug nach Weimar steigt. Dort ist Stözl Präsident der Hochschule für Musik Franz Liszt. Das Exilmuseum, das spürt man sofort, ist Stözl eine Herzenssache, seine Tante floh vor den Nazis nach New York. „Sie starb dort an Heimweh.“

Wenn Stözl über das Exilmuseum redet, sprudelt es aus ihm heraus. Er erzählt von dem Architekten Victor Gruen (Victor David Grünbaum), der in den USA die Shopping Mall erfunden hat und darüber so unglücklich war, dass er sich nach seiner Rückkehr nach Wien mit dem ökologischen Stadtbau beschäftigt habe. Oder von Hedwig Eva Maria Kiesler, die als Hedy Lamarr zur Hollywood-Schönheit wurde und für die US-Navy eine Steuerung für Torpedos entwickelte – eine Voraussetzung für drahtlose Verbindungen wie WLAN oder Bluetooth.

Es sind vor allem die Schicksale der Menschen, die Christoph Stözl im Exilmuseum erzählen will. Von Menschen wie Hertha Nathorff und den vielen anderen bekannten und unbekanntem Exilantinnen und Exilanten, die allerdings vie-

les gemeinsam haben: den Verlust der Heimat, den Verlust des Passes, den Verlust der Sprache, den Verlust von Gewissheit. All das zusammen, so sieht es das Ausstellungskonzept der Stiftung vor, soll einen „Pfad des Exils“ ergeben, der in den Ausstellungsräumen nachverfolgt werden kann. „Warten“ ist eine der Etappen des Pfads, andere sind „Verwurzelung“, „Die Krankheit Exil“, „Sprachwechsel“ und „Aufbruch – Rückkehr“.

Beginnen wird die Ausstellung mit einem Raum, in dem über das Jahrhundert der Vertreibungen informiert werden soll, das für die Ausstellungsmacher mit den Balkankriegen vor dem Ersten Weltkrieg beginnt. Dem folgt eine Momentaufnahme von 1930, in der davon erzählt wird, was die Menschen, deren Schicksal vorgestellt wird, gemacht haben, bevor sie entwürzelt wurden. „Da-

Die Deutschen haben sich ihres besseren Teiles entledigt. Vor diesem verneigen wir uns nun“

Christoph Stözl, Museologe und Historiker

bei stellt sich heraus, dass es unabhängig von dem Beruf, den sie haben, oft diejenigen sind, die zu einem reformerischen Flügel gehören“, sagt Christoph Stözl. „Zu den Reformpädagogen, den Sexualreformern, den modernen Architekten, den Reformern in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Medien. Es ist also die zukunftsfähige Weimarculture. Der weltfähige Teil der deutschen Kultur wurde gezielt vertrieben. In ihren neuen Heimaten haben die Exilanten oft großen Einfluss gewonnen. Das deutsche Exil kann man auch als frühe Etappe der Globalisierung verstehen.“

Für Stözl ist das Museum deshalb auch „eine Art Bringschuld. Die Deutschen haben sich in ei-